

ALLER LAND



ROB COWEN

ALLER LAND

Aus dem Englischen von
Christine Ammann



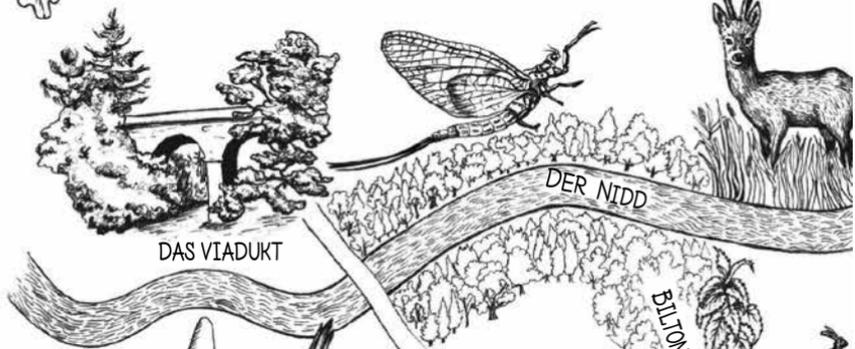
Matthes & Seitz Berlin

Schon um ein Feld oder ein Gelände wirklich kennenzulernen, braucht man ein ganzes Leben ... Eine Lücke in der Hecke, ein glatter Stein auf einem Pfad, der Anblick einer buschigen Wiese, der Bach, wo die vier kleinen Felder aufeinanderstoßen – mehr kann ein einzelner Mensch in seinem Leben nicht wirklich kennenlernen.

Patrick Kavanagh,
The Parish and the Universe

INHALT

Vorwort	9
Übergänge	21
Ultraschall	61
Die Einheit der Gegensätze	83
DNA	135
Nur ein Tag	155
Zeit der Umkehr	171
Metamorphosen	203
Letzte Runde	237
Einsichten	261
Epilog	289
Ausgewählte Bibliografie	293



DAS VIADUKT

DER NIDD

BILTON BECK

DIE KLÄRANLAGE

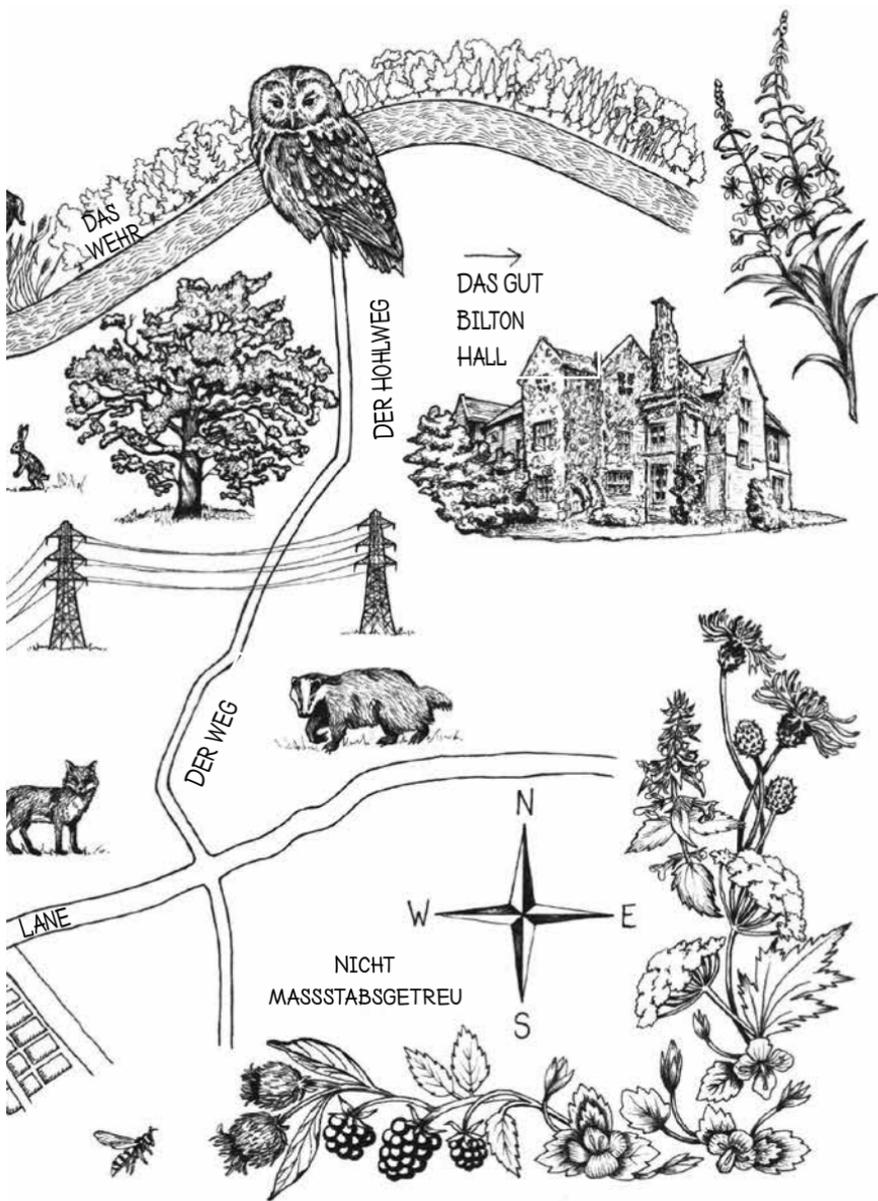


DIE ALTE BAHNTRASSE



BILTON

BILTON



VORWORT

SILVESTERABEND

Landkarten verändern uns. Sie machen uns zu Vögeln. Auf einmal erkennen wir die Muster, in denen wir leben, und unsere Käfigtür schwingt auf. Vielleicht wäre all das ohne diese gebrauchte Landkarte, ein Weihnachtsgeschenk, gar nicht passiert. Es war Silvester, ich lag erschöpft auf dem Bett, die zerknitterte Stadt vor mir ausgebreitet. Mehr noch als die Tage zuvor fühlte ich mich eingengt, eingesperrt. Ich musste einfach raus. Von dort, wo ich mein neues Zuhause umkringelt hatte, flog ich auf, schwebte über unbekannte Dächer und Straßen, vorbei an Geschäften, Schulen, Friseuren und Buchmachern, und suchte nach dem nächsten Stück Landschaft. Die Vorstadt unter mir kroch einen flachen Hügel hinab, dahinter erstreckte sich ein endloser Flickenteppich aus scharf umrissenen Äckern. Doch dazwischen eingeklemmt lag, wonach ich suchte: ein weißer Fleck mit Baumsymbolen und einem krampfaderartigen Fluss. Dort wollte ich hin. Und nun lief ich langsam, Schritt für Schritt, die Augen aufs Papier geheftet, über den gefrorenen Boden.

Als ich mich durch den Stop-and-go-Verkehr der Ringstraße kämpfte, läutete irgendwo eine Glocke. Es war fünf. Von den sinkenden Temperaturen nach unten gedrückt, waberten Auspuffgase wie Nebel durch die Straßen. Der regennasse Boden wurde immer mehr

zur Rutschbahn, der Rasen hatte vom Frost Federn bekommen. Eine seltsame, von brennender Kohle beflügelte nachweihnachtliche Melancholie hatte sich der Stadt bemächtigt. Unbeachtet verschwand hinter den Giebedächern, Schornsteinen und Telegrafmasten eine runzelige Sonne. Ich lief weiter, vorbei an einem Plastikweihnachtsmann auf einem Dach ganz ohne Schornstein, dann durch eine Schlucht, in der Straßenlaternen Spalier standen. Aus der viktorianischen Architektur rechts und links wurden schließlich Nachkriegsdoppelhaushälften und dann neuere Backstein-Einfamilienhäuser an vollgeparkten Stichstraßen. Nachdem ich etwa einen guten Kilometer gegangen war, wurden sogar Vorgartenmäuerchen und Gartenhecken seltener, und in den Lücken türmte sich die nächtliche, nasskalte nordenglische Landschaft wie eine riesige schwarze Welle vor mir auf.

Am Fuß des Hügels wurde die Straße dann plötzlich von einem unebenen Weg zerteilt. Unerschütterlich durchtrennte er sie mit der typischen Arroganz des 19. Jahrhunderts. Hier verlief definitiv eine Grenze, wie auch Lichtverhältnisse und Vegetation zeigten. Dahinter war das Land in Düsterei gehüllt. Doch zwischen dem kahlen Buschwerk aus Schlehdorn, Esche und spinnenbeinigem Holunder konnte ich etwas erkennen: rußgeschwärzte Sandsteinmauern, genietete Eisenplatten und einen überwucherten Erdwall. Ein Wort drängte sich auf: *Eisenbahn*. Ein Schritt, und ich hatte das helle Licht und die Geradlinigkeit der Straßenlaternen und Backsteine verlassen, stand zwischen dunklen Büschen und Bäumen, deren hauchdünne Zweige über dem Weg hingen, wie Haare über einer Wunde. Der Bahndamm erfüllte ungewollt eine neue Aufgabe und markierte nun den Höchstwasserstand der Zersiedlung: An seine eine Seite plätscherte die Stadt, mit unzähligen klapprigen Zäunen und Müllsäcken, die von Brombeerbüschchen ausgeweitet waren. Doch auf der anderen Seite löste sich die Stadt in eine Art Wildnis auf. Dort erstreckten sich vom Winter gezeichnete Wiesen und Felder und dahinter bewaldete Flächen, dann tauchte wieder der Boden auf, in Form von Feldern und Hügeln, und endete schließlich in einem makellosen Horizont.

Ich kauerte mich neben einen Zaun, um die Landschaft ausgiebig zu betrachten. Nichts rührte sich. In der Ferne konnte ich die Umrisse von Lärchen, Strommasten und Scheunen erkennen, aber nichts

Genau. Die Straße, der ich gefolgt war, verengte sich, führte an einem gedrungenen Gasthaus vorbei, das in einer Mulde lag, und verlor sich schließlich zwischen Feldern. Aus Asphalt wurde ein Weg, aus dem Weg irgendwann bloße Erde. Den Übergang markierten zwei etwa dreißig Meter hohe Eichen rechts und links der Straße, deren Äste sich hoch über mir zu einem Dach verflochten. Sie bewachten eine vergessene Welt. Doch ich kannte diese Welt. Den Siedlungsrand. Das Niemandsland zwischen Stadt und Land. Wo das eine aufhört, ohne dass das andere beginnt.

Ich könnte nicht sagen, was mich so angezogen hat, nur, dass ich wieder dorthin zurückmusste. Das Niemandsland rief. Vielleicht lag es ja an einem Krümel Erde, der an einem Starenfuß klebte, tief in meinen Atemapparat gelangt war, in meinem Blutkreislauf zirkulierte und nun im Schläfenlappen als Auslöser fungierte. Jedenfalls zog es mich dorthin, wie eine Biene zum Bienenstock. Es war jetzt schon einige Wochen her, dass ich London leichten Herzens verlassen hatte, voller Vorfreude auf Yorkshire, wo ich aufgewachsen war. Doch anders als erwartet erwies sich der Umzug nicht als Befreiung, sondern als Gefängnis. Ein endloser Kreislauf aus Arbeit, Wändestreichen und Kistenauspacken hatte mich zu lange gefangen gehalten, zu lange hatte ich unruhig in nach Farbe stinkenden Räumen geschlafen, mit trockener Kehle und benommen von der Kälte, die durch die offenen Fenster drang. Während ich Dinge durchforstet hatte, die auf einmal zu einem fremden Leben zu gehören schienen, war unversehens wieder ein Tag vergangen. Ich kam kaum vor die Tür. Schon bald wurden die Tage kürzer und trüber, und es wurde noch schwieriger, die neue Umgebung zu erkunden. Mein ganzer Alltag war völlig auf den Kopf gestellt. Selbst die Lichtschalter saßen an der falschen Stelle. Den Schlüssel zu meiner Londoner Wohnung zurückzugeben, war, wie ich feststellen musste, doch ein großer Schritt gewesen: von der Gegenwart zurück in die Vergangenheit. Sämtliche Karten, die mich durchs Leben, zur Arbeit, zu Straßen, Cafés, Wohnungen, Parks und Kneipen geführt hatten, waren plötzlich sinnlos geworden. Sie zeigten eine Gegend, die 350 Kilometer weiter südlich lag. Nun hing ich irgendwo dazwischen, zwischen zwei Zeiten, Orten und Leben.

Klar, alles ändert sich, die Natur selbst ist ständig im Fluss, dennoch verdrängen wir die unangenehmen Hinweise auf die größeren Kreisläufe gern. Wir halten uns lieber an der Vorstellung einer beherrschbaren Beständigkeit fest. Unsere Uhren ticken im Takt des anthropozentrischen Lebens: Neun-bis-fünf-Uhr-Mühle, Karriereziele, Arbeitswoche, Samstagabendvergnügen, der Sommerurlaub, die Hypothek über 25 Jahre, Lebensversicherung und Ruhestand. Das ist der Takt, den uns die Werbung vorgibt. Doch als ich auf dieses Gelände blickte, schien all das plötzlich unwichtig. Auf einmal war Zeit ein vollkommen anderes Tier, so gleichgültig wie ein Reh, das unbeachtet durch den Wald springt. Woran hätte ich auch messen sollen, wie viel Zeit verging, als eine Sirene durch die Stadt heulte und dann wieder vollkommene Stille eintrat? Mit dem Einbruch einer kalten, klaren, tiefschwarzen Nacht kam die Euphorie. Mein Nacken kribbelte; ich fühlte mich wie in einer anderen Welt, vor Freude und Schrecken benommen angesichts von etwas, das größer war als ich selbst. Als sich das Adrenalin verflüchtigte und mein Puls sich langsam wieder beruhigte, glaubte ich kurz, mein Körper habe sich an den tiefen Rhythmus der Dunkelheit angepasst und zur Natur zurückgefunden.

Zurückfinden ist genau das richtige Wort, denn lange habe ich die Ränder geliebt. Als Kind bin ich über die Zäune meiner Heimatstadt gesprungen, durch den struppigen Halbschatten zwischen Stadt und Land gestreift. Ich habe nur einzelne Bilder im Kopf: wie ich nachts über dem Lichtermeer der Häuser Dachsbauten beobachte, wie sich an meinem Schulschuh mit Schnalle eine Grasnatter vorbeischlängelt oder, während die Autos oben über die Brücke donnern, ein Eisvogel saphirblau aufblitzt. Weil die Zivilisation gleich nebenan lag, wirkten die städtischen Nahtstellen wie ein weitläufiges, exotisches Reich verdichteter Wildnis. Wenn im Frühling die Bäume ausschlugen oder im Herbst die Farnwedel abstarben, fühlte ich mich lebendig und vollkommen im Hier und Jetzt. Und das konnte für jemanden, der in den 1980er-Jahren in Großbritannien aufgewachsen ist, ein lebendiger Gegenpol zur zunehmend vorgefertigten Wirklichkeit aus Klassenzimmer, Küchentisch und Fernsehen sein.

Natürlich hätte ich das damals nicht so erklären können. In den kompromisslosen Thatcher-Jahren, die unverwandt in eine aalglatte

Zukunft blickten, galt der Stadtrand eigentlich als wertlos, zusammengestoppelt und vermüllt. Privateigentum und raubeiniger Kapitalismus erlebten einen neuen Höhepunkt. Die Ränder rutschten nicht nur ab, sie selbst waren der Sturzhang. Im besten Fall arbeitsscheu oder unzufrieden. Im schlimmsten Fall gefährlich. Von den Eltern wurde man regelmäßig vor tetanusverseuchten Bierdosen, gebrauchten Kondomen und Heroinnadeln gewarnt, und glaubte man den Lehrern, lauerte in sämtlichen Teichen die Weil-Krankheit und in jedem Wald ein Pädophiler. Vielleicht lag es an der Verbreitung solcher Mythen, dass meine Generation die letzte war, die diese Nischen noch für sich erobert und ihnen Bedeutung verliehen hat. Denn schon damals war die Verlagerung des sozialen Lebens in die Innenräume in vollem Gang. Als der erste meiner Freunde einen Fernseher und Videorekorder in seinem Zimmer stehen hatte, saßen wir Tag für Tag andächtig verstummt davor. Als wäre Gott persönlich auf die Kommode herabgestiegen. Zum ersten Mal *Star Wars* zu sehen, war für uns so bewusstseinsverändernd und spannend, als wären wir selbst durchs All geflogen. Das Niemandsland zwischen Stadt und Land verödete nun noch weiter, manchmal sahen wir es noch aus den Augenwinkeln zucken, aber selten aus der Nähe. Nur ab und an tauchten ein Rain mit Sandbirken oder ein Blumenbüschel neben unserem Zug oder Auto auf, wie ein vage erinnertes Traum.

Sicher liegt es in der Natur der Ränder, dass sie immer wieder neu gezogen werden, aber die Siedlungsränder wurden besonders erbarmungslos umgebaut. An den von mir so geliebten Orten wurde das Ende der 1980er-Jahre von Projektentwicklern erledigt – etwa zur selben Zeit, als ich auf die Schule in der Stadt wechselte. Bagger rollten an, zerknickten und zerquetschten Bäume und Farnestrüpp, an ihre Stelle traten dicht an dicht stehende Stadtvillen und Doppelgaragen. Man rollte Rasen aus, und wo einst das Gebüsch mit den Dachsbauten war, wuchsen nun romantische Blumenrabatten. Ein komisches Gefühl, der buchstäblichen Demontage der eigenen Kindheit zuzusehen. Doch auch meine Beziehung zu den Rändern hatte sich verändert. Mein innerer Kompass zeigte nun auf die neue aufregende Welt der Jugend. Aber wer die Ränder einmal erkundet hat, kann sie nicht mehr wirklich vergessen. Mögen sie manchmal

auch aufgekauft und zurechtgebogen werden, wer danach sucht, wird sie auch finden.

Irgendwo bellte ein Hund. Wie lange saß ich wohl schon in der Dunkelheit? Wo war ich überhaupt? Ich fischte die Karte aus meiner Jackentasche und fand dank des leuchtenden Handydisplays schließlich die Wiese, auf der ich mich befand. Wiesen und Felder verliefen einen knappen Kilometer in nordwestlicher Richtung an der alten Bahntrasse entlang und trafen schließlich auf einen mäandrierenden Fluss, der sich ostwärts schlängelte. Bahntrasse und Fluss begrenzten an zwei Seiten eine etwa einen Quadratkilometer große Fläche, die die Form einer Harfe besaß. Mit Mühe konnte ich zudem erkennen, dass direkt vor mir ein schmaler Weg abzweigte. Ich sah nicht viel mehr als eine Lücke zwischen Bäumen, aber er musste meiner Schätzung nach an der Ostseite der Fläche bis zum Fluss verlaufen und somit die dritte Seite des schmalen, auf dem Kopf stehenden Dreiecks bilden. Als ich das Gelände so daliegen sah, packte mich der Drang, es zu erforschen, mich in etwas zu begeben, das wie ich weder dahin noch dorthin gehörte. Ich hievte mich hoch und sprang wieder über den Zaun.

Der Weg war bedrückend dunkel. Aus Asphalt wurde schon bald ein unebener Pfad. Die dürren Bäume, schwärzer als der nächtliche Himmel, rückten näher. Ich tastete mich gerade über einen Bachlauf, als fahles Mondlicht auf den Boden fiel. Offenbar war ich auf die Zufahrt eines leerstehenden Hauses geraten. Haselbüsche und Buchen bildeten zerklüftete Wände; Hundespuren waren abgewetzte Stellen auf einem frostigen Teppich. Hundert Meter weiter stand ich plötzlich wieder vor Feldern, erstarrt und schwarzgrau, aus denen eine wangenbetäubende Kälte aufstieg. Zu meiner Linken verschwanden die Strommasten, aneinandergeseilt, in der Düsternis. Sie erinnerten mich an Bergsteiger, die bei Schneesturm einen Gletscher überqueren. Der Weg war nun wenig mehr als ein silberner Faden und fädelt sich an einer ausgefransten Schlehdornhecke entlang, die nach etwa einer Feldlänge mit der gegenüberliegenden Weißdornhecke zusammenstieß. Die Hecken bildeten unmissverständlich einen Hohlweg, der die geheimnisvolle Anziehungskraft alter Wege besaß: In dem Bewusstsein, in jahrtausendealte Fußstapfen zu treten, zog es mich dort hinein.

Woher weiß man, dass ein Haus leer steht, ohne überhaupt angeklopft zu haben? Ein Gefühl? Bestimmte Reize in einer bestimmten Zusammensetzung? Man weiß es jedenfalls. Und genauso war es mit dem Heckentunnel. Der Weg wirkte wie aus der Zeit gefallen, verlassen und verloren. Steinquader am Boden zeugten davon, dass er schon vor Jahrhunderten für Hufe und Karren tauglich gemacht worden war. Als ich mit dem Arm eine Stechpalme streifte, hörte ich die Männer flüstern, die diesen Pfad zu einer Zeit freigeschlagen hatten, als England noch vollständig bewaldet war. Als ich weiterging, dann ein anderes Geräusch: ein Zischen wie von einem Schnellkochtopf. Plötzlich stieg die Wegböschung an, der Weg fiel stark ab, und ich fand mich in einem bewaldeten Tal wieder. Es roch streng nach Fluss, also wusste ich, dass ich die nördliche Grenze erreicht hatte.

Und da sah ich die Flussbiegung auch schon. Unten im Tal schien sie durch die Stämme, schimmernd wie Zinn, mit den Patinaflecken gespiegelter Bäume. Das Zischen, erkannte ich, stammte von einem breiten, steinernen Wehr, über das sich sprudelndes Wasser ergoss. Doch die Unterbrechung währte nur kurz. Nach gut einem Meter lag das Wasser schon wieder ruhig da, und ich wandte mich nach links und lief, in ähnlichem Zustand, in einen schwarzen Wald. Dort gab es nur eine andere Farbe: Um die Wurzeln einer Erle hüpfte ein blauer Düngersack. Aber auch müllbesudelt schien der Fluss von einer hartnäckigen Kraft: Beharrlich und beständig schob er sich durch das tiefe, stille Gestein. In der Schwärze wirkten die Bäume dreidimensional und zugleich so flach wie auf einem kubistischen Gemälde. Knochige Wurzeln, die aus verrottendem Laub staken, entpuppten sich plötzlich als Äste auf Brusthöhe. Ferne Bäume zerkratzten mir Hände und Gesicht. Dann zerriss auf einmal hinter mir ein Fuchs den Vorhang der Wildnis. Er schrie. Unwillkürlich zitterte ich, ich atmete kleine, dunstige Wolken. Als ich dann über einen steilen Brombeerhang wieder hochgeklettert und auf der Wiese war, fühlte ich mich ebenso bekommen wie berauscht und blutete. Verwirrung und Verzücken irrlichterten in meinem Kopf, und als ich über das spröde Gras zurück nach Hause lief, spürte ich so etwas wie Glückseligkeit. Hinter einem Schleier aus dunkelbärtigen Weidenröschen lag die Stadt wie eine Kruste auf dem Hügel und pulsierte verschwommen in halbtrübem,

halbhellem Orangerot, Weiß und Gelb. Ab und zu heulte ein Feuerwerk, stob auf und explodierte über den Dächern. Doch alles sah jetzt anders aus, als hätte ich nur durch den Gang durchs Niemandsland schon einen anderen Blick.

Welchen Einfluss dieses Gebiet auf mich haben, wie stark es sich mit meinem Leben und meinem Bewusstsein verweben und mich verändern würde, sollte ich erst im Lauf des neuen Jahres erfahren. Zu diesem Zeitpunkt hatten mich das Gelände und seine Bewohner noch nicht erschüttert und erobert. Doch schon bei dieser ersten Begegnung spürte ich, wie mich dieser Flecken Erde verwandelte. Er löste in mir eine Faszination aus, die bald in Besessenheit umschlug. Dieses Gelände, obwohl im Schatten von zigtausend Häusern, war einfach anders. Es war herrenloses Niemandsland.

Viele Jahre hatte ich dort nach Wildnis gesucht, wo man sie am ehesten erwartet. Ich hatte über exklusive Nationalparks, einsame Moor- und Heidelandschaften, abgelegene Berggipfel oder wilde Küsten geschrieben – und vergessen, wie tief uns die unscharfen Orte in unserer Nähe, die Orte, wo Mensch und Natur aufeinandertreffen, berühren können. Ein Wort hatte mich allerdings schon immer begleitet: *Schichten*. Und noch ehe ich das Gelände näher erforscht hatte, wusste ich schon, dass es ein Übergang war und voller Geschichten. In das Gelände eingewebt war nicht nur das menschliche Narrativ, mit seinen Erinnerungen an die lange Verflechtung zwischen Mensch und Landschaft durch Besiedlung, Jagd, Ackerbau, Krieg, Industrie und Urbanisierung, sondern auch das pragmatische, prosaische Narrativ der Natur, die am Siedlungsrand millionenfach überlebt oder sogar prächtig gedeiht. In Wahrheit war das Niemandsland unser Aller Land. Und gerade darum umso reicher.

Später streifte ich dann zu unterschiedlichen Tages- und Nachtzeiten und von verschiedenen Richtungen aus durch das Gelände. Manchmal blieb ich, bis das letzte Licht verschwand, ein andermal wachte ich verwirrt im Dunkeln auf, unsicher, wo ich war, und die durchdringenden Käuzchenrufe ließen mich erschauern. Die Stimmen aus Feldern, Wäldern und Wiesen drangen in mein Bewusstsein und legten sich mir wie Spinnenseide auf die Haut. Wenn man einen Ort wieder und wieder besucht, gewinnt er unweigerlich an Tiefe. In

der umgestürzten Kiefer, an der ich vorbeiging, sah ich auf einmal den Keimling, der sich durch matschigen Boden bohrt, ich erkannte den sozialen Stand der Leute, die neben dem Baum gesessen hatten, und wusste, dass unzählige Hunde dort das Bein gehoben und die raue Schuppenborke besprüht hatten. Ich schaute auf einmal nicht mehr als Mensch, sondern als Eintagsfliege auf den Fluss oder näherte mich einem Hasen wie ein mittelalterlicher Pelzjäger. Wenn ich den kreischenden Bögen der Mauersegler am Himmel folgte, spürte ich die Thermik wie sie. Aus dem Bedürfnis heraus, durch mehr Augen zu sehen und mehr Lebensweisen zu erleben, tauchte ich in die Geschichten derer ein, die über das Aller Land gingen, krochen oder glitten. Doch zugleich schien mir das Gelände mit seinen Schichten und Bewohnern immer stärker mit dem verknüpft, was in meinem eigenen Leben geschah.

Irgendwann hatte ich immer mein Notizbuch dabei und füllte die Seiten mit dem, was ich erlebte. Und manchmal ließ ich mich auch ins Gras fallen und träumte davon, mich zu verwandeln. Nicht weil ich verrückt geworden war, sondern im Gegenteil. Ich war bewusster, gelassener geworden und von einer Erkenntnis durchflutet: Wenn ich mich von den Ketten der menschlichen Logik und Vernunft befreien würde, so dachte ich, könnte es mir gelingen, mich in das Gelände zu versenken, und dann würde ich vielleicht keine sterile Anleitung, trockene Sozialgeschichte oder schwülstige Eloge schreiben, sondern könnte dem wahren Charakter des Geländes durch Beobachtung, geschärftes Bewusstsein und gesteigerte Sensibilität nahekommen.

Jahre zuvor hatte ich an einem anderen Fluss und steinernen Bogen gestanden: vor dem versiegelten Eingang der Chauvet-Höhle in der Ardèche-Schlucht. In den 1960er-Jahren hatte man dort über 400 zwischen 15 000 und 30 000 Jahre alte Wandmalereien entdeckt. Ein Alter, das sich kaum begreifen lässt, vor allem angesichts der Pyramiden, die vor »nur« 5000 Jahren erbaut wurden. Die Handabdrücke und zahlreichen gemalten, geschabten und eingearbeiteten Gestalten zeigen, wie die Landschaft außerhalb der Höhlenwände damals aussah. Wie das *Leben* damals aussah. Heute kann man die Höhle nur noch mit schriftlicher Genehmigung des französischen Innenministeriums betreten, aber auf zahllosen hochauflösenden Fotos,

in Filmen, auf interaktiven Internetseiten und sogar in einem nahegelegenen maßstabsgetreuen Teilnachbau der Höhle lassen sich die Wandgemälde gut betrachten und studieren. An einer Stelle, an der sich die pastosen Höhlenwände verengen, sieht man zahlreiche Tiere, die auf einen Fluss zustreben, und spürt geradezu das Gedränge, Geringel und Vorwärtsströmen, mit dem sich Tiere an einer Wasserstelle sammeln. Wundersame Auerochsen und Nashörner gehen ineinander über, daneben drängen lebensnahe Pferdeköpfe ins Bild. Aus der düsteren, ebenso furchterregenden wie faszinierenden Welt tauchen Eulen, Bären und Panther auf und wechseln die Gestalt. Auch seltsame menschliche Gestalten scheinen in Wandlung begriffen. Auf einem Fels sieht man ein Paar, halb Mensch, halb Tier: einen Mann mit Bisonkopf und eine Frau mit Oberkörper und Kopf einer Löwin. Tier, Landschaft und Mensch sind zu einem heute unvorstellbaren Tier-werden verknüpft.

Ebenso wenig fühlte es sich für mich seltsam an, beim Schreiben zwischen den Narrativen hin- und herzuspringen. Wie die Wesen der Chauvet-Höhle wechselte ich die Perspektive und bewegte mich frei zwischen den Tieren, Menschen und Geschichten, die mir im Lauf des Jahres begegneten. Was ich allerdings erst später erkannte, war, dass ich nicht nur das Gelände entschlüsseln und verstehen wollte, sondern auch mich selbst. Das Porträt der Landschaft war auch ein Selbstporträt.

Als Allmende, Niemandland, als unser Aller Land waren uns die Ränder einst besonders gut vertraut. Die Zeiten waren hart, aber die Feldmark, die unsere Siedlung, unser Dorf und unsere Stadt umgab, gab uns, was wir zum Leben brauchten. Wir ließen das Vieh dort weiden oder sammelten Reisig als Brennstoff. Es war unser gesetzlich verankertes Recht, das Gelände zu betreten und zu nutzen. Während der Eichelmast von Michaeli bis Martini ließen wir die Schweine durch die Bäume traben, wir jagten dort, schnitten Farn als Einstreu, pflückten Pilze, Früchte und Beeren, die wir für den Winter trockneten, sammelten wilden Honig oder Kastanien, um sie zu Mehl zu vermahlen. Der Siedlungsrand war damals für die Kinder ein Spielplatz und für die Liebespaare ein verführerisches Lager. Bewusst oder un-

bewusst verlief unser Leben im Rhythmus von Feldarbeit und Natur. Wir richteten uns, mit schmutzigen Füßen, nach Regen und Sonne, nach Tag und Nacht, nach den Jahreszeiten und den Gestirnen.

Der Mensch ist ein Gewohnheitstier, und darum suchen wir auch heute noch die Ränder auf, wenn wir uns erholen, neu orientieren oder wieder Lebenskraft schöpfen wollen. Nur stehen uns dafür mittlerweile größere, virtuelle Welten zur Verfügung: Clouds, Reality-Shows, 3D-Filme, Multiplayer-Spiele, Onlineportale oder Social Media. Dort ist heute unser Aller Land, dort treffen wir uns, arbeiten, jagen, spielen, lernen und verlieben uns sogar. Im Vergleich zu früher ist unsere Welt größer, aber auch kleiner geworden; wir sind mit der ganzen Welt verbunden, aber zugleich isoliert, wir sind allwissend, aber wissen eigentlich nichts. Wir schwimmen durch die endlosen Weiten eines flachen Cyberspace; alles ist Geschwindigkeit und Oberfläche. Ich wollte darum einmal einem überschaubaren Flecken Erde, den zumindest global gesehen nur wenige kennen, geschweige denn besuchen, genauer auf den Grund gehen. Das schien mir wie ein Gegenentwurf. Und immens wichtig. Wie Sie sehen, glaube ich noch immer an die Bedeutung der Ränder. Denn an den ausgefransten Rändern vor unserer Haustür und hinter unseren Zäunen, wo Mensch und Natur aufeinandertreffen, zeigt sich im Kleinen unsere große, gewaltige Welt, die den Rändern immer näher rückt. Das Aller Land erinnert uns wieder an eine grundlegende Tatsache: Wir finden die Natur nicht nur in der einsamen Bergwelt oder im Naturschutzgebiet. Wir sind überall von Natur umgeben. Sie ist in uns. Wir sind Natur.

